

Unter der Asche.

Roman von F. Heidem.

Mit dem unangenehmsten Erstaunen erwiderte sie daher gegen Mittag Winsteins im Vorüberfahren ihr dargebrachten Gruß. Er war in einem Wagen abermals angekommen, und sich von ihrem im Freien servirten verspäteten Frühstück erhebend, blieb ihr nichts übrig, als ihm entgegen zu treten. Sie bemerkte, daß zwei Damen mit der unerlässlichen Begleitung von Kellnern und Hausburken, welche das Gepäck trugen, sich zu einem anderen wartenden Gefährt begaben, um abzureisen, Damen, welche sie als Frau v. Wesdahl und ihre Tochter erkannte. Sie hatte dieselben im letzten Winter fast bei allen gefelligen Zusammenkünften in der Stadt getroffen, um jedesmal aus dem Benehmen der Mutter wie der Tochter herauszufühlen, daß man ihr und Taura nicht freundlich gefinnt war. „Gottlob, daß die mich gestern Abend nicht aufstöberten, ich hätte keine ruhige Minute vor ihrem Geschwätz gehabt! Aber wie sonderbar, daß ich sie auch gestern nicht bemerkte!“ dachte Adriana flüchtig, doch schon kam Winstein auf sie zu und zog im Vorbeigehen, jene Damen begrüßend, den Hut.

„Sie sehen mich pünktlich, Baronin. Ist Ihr Gemahl nicht gekommen?“ fragte Winstein, auf das einzelne Couvert deutend.

„Nein, ich erhielt gestern Abend noch ein Telegramm — er kommt vielleicht erst morgen,“ log Adriana in der schnell aufstauchenden Furcht, Winstein möchte bleiben und Taura erwarten wollen. Denn ihre Ahnung sagte ihr bestimmt, er hatte das gestrige Geld verpielt.

Er schien sehr betroffen, ja in Verlegenheit gesetzt; doch durchschaute sie sofort, er spielte Komödie.

Sein Benehmen war in diesem Sinne heute schweigsam und zerstreut, seine Miene niedergeschlagen; er wollte wieder gefragt sein, und doch bedurfte es für Adriana dessen nicht, um sofort zu wissen, Winstein hatte nicht nur das Geld verpielt, statt mehr zu gewinnen, sondern er wünschte, von neuem zu leihen. Adriana kannte aus ihres Vaters Erzählungen gut genug das Wesen und Treiben solcher Menschen, wie Winstein einer geworden war; aller höhnvolle Kerger des alten Kimpurg, seine scharfen und doch so treffenden Urtheile kamen ihr wieder ins Gedächtniß. Was ihres Vaters Lebenserfahrung und Menschenkenntniß ihr einst an Lehren gegeben hatten, und was sie damals so oft mit Schmerz und Zorn über seine traurige Klugheit zurückgewiesen, jetzt an Winstein lernte sie dies alles verstehen und begreifen.

Ihr war seine Heuchelei widerwärtig, und die Beschämung, die sie gestern für ihn gefühlt hatte, wurde zum bitteren Verdruß. Gern hätte sie ihm so viel Tausende gegeben wie gestern Hunderte, wenn er ihr diese Erfahrung erspart hätte; jetzt kam ihr der Wunsch von neuem, ihn nur los zu werden um jeden Preis, denn sein Spielzirkeln auf ihr einseitiges Interesse für ihn entwürdigte sie in ihren eigenen Augen, und weil sie es als eine unverdiente Schmach empfand, glaubte sie sich berechtigt, mit Entschiedenheit dieselbe zurückzuweisen.

Er dagegen dachte, ihre kalte, ja eisige Ruhe solle ihr dazu dienen, sie vor neuen Geldopfern zu schützen. Viel lieber glaubte der eitle Mann an Adrianas Geiz, als an ihren Scharfblick und an das Aufhören jedes Interesses für ihn. Was er ihr gesagt hatte, als er sie zuerst wieder sah: „On revient toujours à ses premiers amours!“ das war eine Erfahrung, die ihm nicht aus dem eigenen Herzen kam, sondern welche jene Frauen ihm am meisten hatten machen lassen, von welchen er die größten Opfer gefordert. Wie hatte er jene immer von neuem zu sich zurück gezwungen, wenn es ihm darum zu thun war. Und Adriana, deren Herzensliebe er besessen, sollte anders sein als diese anderen?

So saßen sie nebeneinander auf dem jetzt fast menschenleeren, mit blühenden Orangen, Granaten und Oleander besetzten freien Plage vor dem Hause.

Der Kellner machte sich an ihrem Tische zu thun und

wunderte sich wahrscheinlich über die häufigen Besuche des Herrn.

Adriana wurde ganz heiß vor Aerger, daß Winstein ihre kurzen Antworten durchaus ebensowenig bemerken wollte, wie ihre Schweigsamkeit.

Winstein fragte unbekümmert nach diesem und jenem, erzählte mit forcirter Lebhaftigkeit allerlei Reiseerlebnisse, hatte die Custells und verschiedene andere Bekannte unterwegs getroffen, gehört, Gemming sei auch in der Schweiz, habe vorhin eine Begegnung mit anderen Fernerstehenden gehabt, und so ging eine für Adriana tödtlich lange Stunde hin, ohne daß er im mindesten an den Zweck seines Kommens, der, wie sie mit immer größerer Bestimmtheit fühlte, Geld — abermals Geld! war, zu denken schien.

Sie hielt es nicht mehr aus. Seit sie sich über seinen moralischen Unwerth klar geworden war, wurde ihr jede Minute des Zusammenseins mit ihm zu einer Herabminderung ihrer Selbstachtung, und auf die Gefahr hin, unedelikat als Wahnerin zu erscheinen, fragte sie:

„Nun, Graf, habe ich Ihnen Glück gebracht?“

Er athmete auf, als sei er froh, daß sie das Thema zuerst berührte.

„Nein, meine Gnädigste, nein! Und ich bin untröstlich, Ihnen diese Mittheilung machen zu müssen, statt Ihnen Ihr Geld zurückzuliefern. Sie wissen vielleicht, wie das geht beim Spiel? — Ein unverschämter Holländer mit listigen Fuchsaugen stellt sich hinter meinen Stuhl und verschneute mir das Glück; der so schön begonnene Abend, ich hatte bis dahin immer gewonnen, brachte mir die vollste Niederlage. Ich verlor nicht nur, was Sie mir gegeben hatten, sondern tausend Francs dazu, die ich heute Abend bezahlen muß.“

„Ah, und die ich Ihnen jetzt geben soll? Ich habe keine Hundert mehr in meinem Portemonnaie, Graf, sehen Sie, und mein Mann ist nicht da!“

„Was ich von ganzem Herzen beklage, gnädige Frau, da ich ihn leider nicht erwarten kann. Ich habe versprochen, das Geld heute Abend in Luzern abzuliefern.“

„Aber ich habe es leider nicht, Graf Winstein!“ rief Adriana erschreckt, denn sie wußte, Spielschuld ist Ehrenschild, und daß Winstein keine großen Ressourcen hatte, war ihr genau genug bekannt.

„Ein Wort von Ihnen, Ihr Name genügt, Baronin,“ sagte er gleichmüthig und breitete ein Stückchen Papier vor sie hin, indem er zugleich eine jener Federn aus der Westentasche zog, welche man nur ein wenig anzuseuchen braucht, um damit wie mit Tinte zu schreiben.

„Einen Wechsel? Ich soll ihn unterschreiben?“ rief sie. „Ich that nie dergleichen.“

„Sie Glückliche! Sie Beneidenswerthe!“

Damit hielt er ihr die Feder hin, als ahne er ihr innerstes Widerstreben nicht.

Ihr Vater hatte ihr unzähligemal gesagt: „Adriana, du wirst einst ein reiches Mädchen sein, und die Leute, die dich betrügen wollen, werden sich um dich drängen wie Geier um eine Beute. Schreibe niemals deinen Namen unter ein Stück Papier, welches sie dir darbieten, schreibe überhaupt deinen Namen nicht — niemals — denn du weißt nicht, was du thust, und die Menschen werden deinen Namen mißbrauchen, daß du elend und unglücklich wirst. Traue niemand! Jeder, der dir einen Wechsel bringt, oder sonst ein Dokument, zu unterzeichnen, ist werth, daß du ihn der Polizei anzeigst — thue ihm nicht den Willen.“

Und diese Warnung hatte sie dem Sinne nach lebenslang beherzigt. Sie war stets vorsichtig und besonnen den ihr gelegten Sclingen ausgewichen.

„Ich bedaure, Graf, ich unterschreibe niemals einen Wechsel; wenn mein Mann kommt, wird er es ohne Anstand thun;“

so lange müssen Sie warten!" sagte sie, den Stift zurückweisend.

Ein Zug des Aergers und des Hohnes flog über sein Gesicht.

"Welche Musterfrau!" rief er lachend, aber es klang unbeschreiblich höhnisch und verlegend.

Sie sah ihn an und erhob sich. Ihre Blick und ihre Mienen erschreckten ihn.

"Um Gotteswillen, meine gnädige Frau, wie können Sie gleich so empfindlich sein?" hielt er sie zurück. "Oder wollen Sie mir mit dieser Härte andeuten, daß ich Ihnen ein lästiger Bittsteller bin?" Er that jetzt ebenfalls gekränkt. "O, es ist das für Sie eine Stunde des Triumphes, kosten Sie ihn aus!"

"Ich sagte Ihnen schon, Graf, daß Sie warten müssen; mein Mann ist es, an den Sie sich wenden sollen und der Ihnen mit größter Bereitwilligkeit helfen wird."

"Aber daß mir von dem Baron diese Hilfe anzunehmen schwer wird, ja peinlich, das würde Adriana Limpurg sich selbst gesagt haben; gestatte die Baronin Taura mir, ihr diesen sicher begreiflichen Umstand ins Gedächtnis zu rufen."

"Aber was wollen Sie, Graf, ich thue nichts mehr selbst in meinen Geldangelegenheiten."

"Um so schlimmer für mich! So müßte ich also durchaus hier bleiben?"

Das wollte sie nun auch nicht.

"Fahren Sie ohne Sorge nach Luzern, Graf, nennen Sie mir zuvor den Namen des Banquiers, an den Taura telegraphiren soll, und die Anweisung wird zur rechten Stunde da sein."

Er sah sehr hoffnungslos und enttäuscht aus.

Ihr war diese ganze Scene unbeschreiblich peinlich.

Inzwischen trat er an den Tisch zurück, nahm das Wechselblanquet davon und öffnete seine Brieftasche.

Sie bemerkte, wie seine Hände zitterten und wie bleich seine Stirne war. Er nagte an seinem Barte und zögerte, ohne den Blick zu ihr zu erheben.

Endlich sagte er mit Anstrengung, so kam es ihr vor:

"Adriana, ich kann Taura nicht um Geld bitten, kann es nicht. Wenn Sie das nicht verstehen!"

Seine Noth freute sie beinahe, sie sah in dieser seiner Verlegenheit doch noch eine Scheu seines besseren Gefühls. Das machte sie schwankend.

"Sie haben mich einst gekannt, Adriana, haben Ihrem Gatten von dem wortbrüchigen Verlobten erzählt; grausamer konnte das Schicksal Sie nicht rächen, als daß es mich so Taura gegenüberstellt, mich, den Bettler, in Ihre Hände giebt. Denn wissen Sie, ich bin ein Bettler, ich bin bankrott an allem! Meine Frau ist zu ihren Eltern zurückgekehrt, wir haben nichts mehr, einen Haushalt zu führen, in meiner Verzweiflung griff ich zu den Karten, die sonst nur zu meinem Amusement dienen; ich hoffte, wenigstens so viel zu gewinnen, daß ich nach Brüssel könnte. Der Fürst hat mir dort eine Stellung im Haushalte des Prinzen Alfred von — ausgemerkt; ich soll am vierten dort eintreffen, heute ist der erste und, freuen Sie sich an der Demüthigung Ihres Beleidigers, Adriana, ich habe nicht einmal das Reisegeld!"

Damit wollte er fort, ihr einen Blick zuwerfend, welcher sie mit Schrecken erfüllte.

"Geben Sie mir das Formular, Graf, ich will es ausfüllen!" sagte sie.

Im Nu veränderten sich seine Züge. Er bemühte sich auch gar nicht mehr, die Rolle des Verzweifelnden weiter zu spielen, sie nur wenigstens in der Täuschung zu erhalten, die ihm so eben trefflich gelungen war.

Ein unaussprechlicher Widerwille erfüllte sie. Sie sah nur, daß der Wechsel auf 4000 Francs lautete. Eilig unterschrieb sie ihren Namen und riß ungestüm ihre Hand zurück, die er küssen wollte. Dann erschraf sie selbst über ihre Heftigkeit.

Dabei fiel unwillkürlich ihr Blick auf die Fenster des Hotels, und sie sah, wie ein Männerkopf, dessen Augen durch dunkle Brillengläser versteckt wurden und der den Ausdruck gespannten Beobachtens trug, hastig zurückfuhr.

Wer war das? Wer das? Ja, wer nur? Sie hatte den Eindruck, als habe sie dort ein bekanntes Gesicht gesehen, und diese Wahrnehmung verbesserte ihre Stimmung nicht.

Unterdes hatte Winstein nach seinem Hut gegriffen. Abschiedsworte und Dankfugungen stammelnd, behauptete er, das Dampfboot noch erreichen zu können, und empfahl sich ihr mit so freudiger Eile, daß es ihm ganz gleichgültig sein mußte, was sie von ihm denke.

Sie sank auf den Stuhl zurück, auf dem sie vorher gesessen. Gott sei Dank, sie war wieder allein. Und das war also der Mann, um den sie so bitter gelitten hatte in einer Zeit des Lebens, welche für ihre Altersgenossinnen und Jugendfreundinnen nur Glück und Sonnenschein gebracht.

Sie war froh, daß ihr Gatte und Alix noch nicht kamen. Es bedurfte einiger Zeit der Sammlung für sie. Taura mußte noch heute abend alles wissen, was sie heute und gestern erlebt hatte; mochte er dann schelten und toben, er würde sich auch wieder beruhigen, wenn er erfuhr, daß sie beide Winstein voransichtlich nicht mehr begegnen würden.

Der Baron v. Taura und seine Tochter hatten auf dem Balkon des Hotels Schriber-Rigi Kulm das herrliche Schauspiel des Sonnenaufgangs in selten vollkommener Weise erlebt und waren dann durchfroren in ihre Betten zurückgekehrt, wo der Baron sofort wieder in gesunden Schlaf sank, während Alix, aufgeregt und überwältigt von dem majestätischen Eindruck, noch lange schlummerlos lag, um dafür erst ziemlich spät wieder zu erwachen.

Der Baron hatte unterdes liebe Bekannte getroffen, die Custells, und diese beredeten ihn, mit ihnen nach Luzern zu fahren. Alix kam eben zu rechter Zeit zum Frühstück herab, um nach freudiger Begrüßung der liebenswürdigen Freunde herzlich gern zuzustimmen, wogegen der Graf Custell versprach, abends mit ihnen nach dem Arenstein hinauf zu fahren.

Gute Reisegesellschaft ist heutzutage mehr als je ein schätzenswerther Genuß; die beiden Parteien waren gleich sehr zufrieden, und da die Gräfin Custell schon vom Baron erfahren hatte, daß Adriana nur aus Sehnsucht nach ein paar ganz ruhigen Tagen nicht mitgekommen war, so gab es kein Hinderniß und keine Rücksichten weiter zu nehmen.

(Fortf. folgt.)

Ein Spieler.

Ich war nach Schluß des Theaters in den Klub getreten und verhielt mich vor dem Vaccarattische. Es war, wie der Klubausdruck heißt, eine „schöne Partie.“ Der Bankier, ein hübscher junger Mann in *Soirée-Toilette*, das Knopfloch mit einer Garbenie geschmückt, verlor schon gegen dreitausend Louis, aber die Physiognomie des fünfundsanzwanzigjährigen Lebemanns bemühte sich, keine Bewegung zu verrathen. Ihm gegenüber machte ein Mann mit weißen Haaren, aber ein Spieler von Profession, den Croupier und zeigte ohne Verstellung seine schlechte Laune über die Mißerfolge, die Schlag für Schlag den Haufen der vor ihm liegenden Zahlpiennige verringerten. Dafür erhellte die fröhlichste Heiterkeit die Gesichter der Pointure, die um den Tisch sitzend, ihre Einlagen verdoppelten und mit dem Bleistift auf dem Papier die Veränderungen des Einsatzes bezeichnen. Wir waren unfer Hüft, die um die Spieler sitzend, viele Partie verfolgten, ohne zu bemerken, daß die Nacht vorrückte. Meinstheils bedauerte ich das nicht, denn wäre ich zu einer vernünftigen Stunde heimgekehrt, so hätte ich nicht im Speisesaal meinen Freund, den Maler Mirant, getroffen, wie er eben eine Tasse Bouillon trank. Er hätte mir nicht vorge schlagen, mich in seinem Wagen nach Hause zu fahren, und hätte mir nicht eine Spielgeschichte

erzählt, die ich am nächsten Morgen, so gut ich konnte nieder schrieb.

„Was zum Teufel machten Sie im Klub nach Mitternacht, da Sie doch nicht soupirten?“ fragte er mich. „Ich sah dem Spiele zu.“ antwortete ich, „ich habe den kleinen Lantrec in einer netten Batzche zurückgelassen. Er verlor bereits 60,000 Francs. . .“ Das Coupee schwankte heftig, während ich diese Worte sprach. „Ich“, begann er, „habe nur zweimal gebielt, und glauben Sie es mir? heute kann ich nicht einmal spielen sehen. . .“ Es giebt Stunden, Sie wissen, solche Stunden, wo die Nerven nicht am richtigen Fleck sind, wo der bloße Anblick einer Karte mich zwingt, aus dem Zimmer zu gehen. . . Ach, diese zwei einzigen Partien bedeuten für mich eine so fürchterbare Erinnerung! . . . Das Jahr meines Eintritts in den Klub, 1872, war gerade dasselbe, in dem ich meinen ersten Erfolg im Salon hatte. . .“

„Ihre „Ophelia unter Blumen“? . . . ob ich mich daran erinnere? . . . Wer hat jetzt dieses Bild?“ — „Ein Bankier in Newyork,“ antwortete der Maler mit einem Seufzer, „und er hat vierzigtausend Francs dafür bezahlt. Ich habe es zu jener Zeit um fünfzehnhundert Francs verkauft. Bedenken Sie, daß

* Die erinnert verhandelt und die je von Max Es habe ersten An Auslassum ein breßlo Der Mal Kern in welche die nehmen. Bilder an „Wenn d Wie hoc linzu, in deutete, r mehreren binan) da „Das Di

ich nie eine solche Summe befehen hatte. Meine Anfänge waren sehr hart. Ich kam mit einem Stipendium meiner Vaterstadt nach Paris, tausend Francs jährlich, und während sechs Jahren habe ich mich damit begnügt — wenigstens fast damit allein. Meine Kameraden lebten wie ich und wir befanden uns nicht gar zu schlecht dabei. Da war Tarbit, der Bildhauer, Gudre, der Tiermaler, Albas, der Kupferstecher, und dann der Begabteste von uns allen, Labrat. . . Dieser Labrat, welcher auf der Schule alle Preise davontrug, war das Opfer des schrecklichsten Pasters. Er trank. Diese traurige Gewohnheit ließ ihn den Prix de Rome verlieren. Er betrank sich so sehr mit Alkohol, daß er eine mit Meisterhand begonnene Arbeit gänzlich verbotzte. Kurz, 1872 war er der Einzige von uns, der in der Bohème geblieben war, und zwar in der niedrigsten. Er war das geworden, was wir einen „Tapeur“ nennen, ein Mensch, der von Atelier zu Atelier geht, sich hier hundert Sous, dort mehr ausleiht, mit der bestimmten Absicht, sie nie wiederzugeben. Er dankte dann, zerfloß in Thränen, schürte zu arbeiten und ging hinaus, um sich in ein Café zu begeben und sich mit Alkohol zu betäuben. Dann schämte er sich und blieb einige Tage aus. Uebrigens waren seine Anleihen nur gering. Ich war daher nicht wenig überrascht, als ich eines Nachmittags einen langen Brief von ihm vorfand, worin er mich um nicht weniger als zweihundert Francs bat. Es war ein halbes Jahr, seit ich ihn zuletzt gesehen hatte, und er erzählte, daß er während dieses halben Jahres gegen sein Paster gekämpft, daß er nicht getrunken hätte, daß er arbeiten wollte, aber seine Kräfte hätten ihn verlassen, seine Frau sei krank, kurz, es war einer jener herzzerreißenden Bettelbriefe, deren Empfang einem weh thut.

„Wenn man ihnen glaubt,“ fiel ich ein, „dann nach zehnjährigem Leben in Paris hat man so viele solcher Briefe erhalten, und wenn auch zwei darunter aufrichtig waren . . .“

„Besser, man riskirt es, von allen anderen dupirt zu werden, als diesen zweien nicht zu entsprechen,“ erwiderte der Maler. „Uebrigens zog ich die Aufrichtigkeit Labrats im Augenblick nicht in Zweifel. Der Zufall wollte es, daß ich am selben Tage die fünfzehnhundert Francs für die „Ophelia“ erhalten hatte. Ich war in meinen Geldangelegenheiten immer sehr ängstlich, hatte keine Schulden und ein hübsches Stämmchen in meiner Schublade. Mein Atelier war eingerichtet, meine Garderobe für das ganze Jahr versorgt. Ich nahm zehn Louis, steckte sie in ein Couvert, schrieb die Adresse Labrats darauf und rief meinen Portier. Wäre er zuhause gewesen, so hätte mein alter Kamerad noch am selben Abend das Geld gehabt. Der Mann war aber fort. „Mio morgen,“ dachte ich und ging fort in einen Klub, der sich auf dem Place Vendôme befand, wo ich eingeführt worden war. Im großen Saale wurde gespielt und ich war so naiv, daß ich einen Bekannten nach dem Namen des Spieles befragte, das so viele Personen um den Tisch versammelte. Er begann zu lachen und erklärte mir mit ein paar Worten die Regeln des Baccarat. „Das löst Sie nicht, nicht wahr?“ fragte er. „Warum nicht?“ antwortete ich, ein wenig ärgerlich über meine Unwissenheit, „aber ich habe kein Geld bei mir.“ Er antwortete, daß es genüge, einen Bon zu unterschreiben, um auf Ehrenwort, in vierundzwanzig Stunden zahlbar, gegen dreitausend Francs zu erhalten. Und ich folgte seinem Rathe. Mein Verriucher, der sich neben mich gesetzt hatte, rief mir, meine Vorhand abzuwarten. Ich gehörte ihm. Meine Vorhand kommt, ich schlage Neum aus. Ich hatte meine fünf Louis gewagt. „Paroli,“ flüstert mein Verriucher. Ich schlage Neut auf, verdopple nochmals, Sieben und gewinne. So, von Neum auf Neut, von Neut auf Neum, immer verdoppelsnd, geht es sechsmal. Beim siebentenmal, immer von meinem Gefährten beraten, verliere ich. Aber ich habe gegen dreitausend Francs

vor mir liegen. Mein Führer, der bereits fast ebensoviel gewonnen hatte, erhebt sich und sagt: „Wenn Sie vernünftig sind, machen Sie es wie ich.“ Aber ich höre ihn jetzt schon nicht mehr, der Reiz, den ich empfinde, ist bereits zu stark. Ich gewanne immer von neuem und neuem, jedesmal, wenn ich die Karten berührte, war mein Glück so frech, daß sich um mich zuerst eine Stille bildete, dann, wenn ich aufschlug, etwas wie ein Zittern der Bewunderung erhob. Aber nunmehr kam eine Sekunde, wo ich begriff, daß ich verlieren würde und die Art siegfähiger Seltsamkeit, welche mich mit völliger Vertrauen die Karten hatte ergreifen lassen, verichwand mit einem Schlage. Es war mir bestimmt, am einem Abend alle die Empfindungen zu durchlaufen, welche das Spiel seinen Anhängern bietet, denn nachdem ich den Reiz des Glückes kennen gelernt hatte, lernte ich auch die maßlose Trunkenheit des Unglücks kennen. Aber ich will Ihnen alles kurz resumiren: ich war um 11 in den Klub gekommen, um 2 drehte ich den Schlüssel meiner Thür um, nachdem ich die 3000 Francs meines Kredits auf Ehrenwort verloren hatte, und das war, wie ich Ihnen schon sagte, alles, was ich befrag. . . Als ich am nächsten Tage aus dem schweren Schlafe erwachte, der solchen Erlebnissen folgt, hatte ich nur zwei Gedanken: erstens noch am selben Abend Rebanche zu nehmen, und zweitens meine Partien nach den gewonnenen Erfahrungen zu kombiniren. Böhlig fielen meine Augen auf das an Labrat adressirte Couvert, das ich am Vorabend auf dem Tische hatte liegen lassen. Eine unwillkürliche Berechnung vollzog sich in mir, die mir das Verschicken dieses Geldes als ein wahnsinniges Opfer darstellte. Wenn ich die dreitausend Francs meiner Schuld bezahlt haben würde, bliebe mir rein nichts. Um wieder dorthin zu gehen — und ich fühlte, daß ich wieder dorthin zurückgehen müßte — würde ich genöthigt sein, beim Kunsthändler Voransch zu nehmen, ein paar Skizzen zu verpackern. Dadurch konnte ich fünfzig Louis zusammenbringen, und von diesen fünfzig sollte ich zehn an diesen Faulenzler, diesen Trunkenbold, diesen Lügner verschwenden! Denn ich bemühte mich, mir einzureden, daß jener Brief nur ein Gewebe von Lügen sei. Ich nahm ihn und las ihn nochmals durch. Sein Ton zerriß mir abermals das Herz. Aber nein, ich wollte diese Stimme nicht hören und sprang aus dem Bette, um rasch einen Abiagebrief zu schreiben. Ich versagte ihn kurz und trocken, um zwischen meinem alten Freunde und meinem Mitleide eine unübersteigliche Schranke zu setzen. Als der Brief fort war, empfand ich wohl ein wenig Scham und Reue, „aber,“ dachte ich, um mein Gewissen zu betäuben, „wenn ich gewinne, so hat es morgen noch immer Zeit . . . und ich werde gewinnen.“

„Und haben Sie gewonnen?“ sagte ich, als er schwieg. „Ja,“ antwortete er mir mit einer ganz veränderten Stimme, „und zwar mehr als 500 Louis; aber am nächsten Tage war es zu spät. Kaum hatte Labrat, der nicht gelogen, meinen Abiagebrief erhalten, als er von dem Wahnsinn der Verzweiflung ergriffen wurde. Seine Gefährten und er saßen den verhängnisvollen Entschluß, sich zu vergiften. Man fand sie todt in ihren Betten. . . und ich war es, hören Sie wohl, ich war es, der die Büxen aufbrechen ließ. Denn ich kam, um den Leuten die 200 Francs zu bringen. . . Ja, es war zu spät. . . Begreifen Sie jetzt, daß der bloße Anblick einer Karte mir Grauen einflößt?“

„Ach, gehen Sie,“ sagte ich, „wenn Sie ihm am Vorabend das Geld geschickt hätten, so hätte es ihn einen oder zwei Monate gerettet. Dann wäre er wieder in das Paster zurückgefallen und er hätte geradezu geendet.“

„Das ist möglich,“ antwortete der Maler, „aber, sehen Sie, im Leben soll man nie der Wassertropfen sein, der den Becher überfließen macht.“ (Wester Floß.)

Bunte Zeitung.

* Die Geschichte eines Bildes. Die „Bresl. Morgenztg.“ erinnert in einer ihrer letzten Nummern an eine Gerichtsverhandlung, die sich am 26. Dez. 1885 in Breslau abgespielt hat und die jetzt anlässlich des von uns schon erwähnten Pamphletes von Max Lautner wider Rembrandt neuerdings interessant ist. Es handelt sich nämlich um das Bild, welches für Lautner den ersten Anlaß zu seinen die Urheberhaft Rembrandt's leugnenden Auslassungen gab. Am 26. Dez. 1885 erschien vor dem Gericht ein breslauer Maler und sein Sohn, angeklagt des Betrugs. Der Maler war eines Tages in die Wohnung der Fräuleins Kern in Breslau geladen worden, um eine Anzahl alter Silber, welche die Damen zu verkaufen beabsichtigten, in Augenschein zu nehmen. Nach Beendigung der Prüfung gab er den Werth der Silber auf 50,000 M. an. Die Fräuleins bemerkten darauf: „Wenn die Silber so werthvoll sind, werden wir sie behalten.“ Wie hoch schätzen Sie dieses Bild?“ setzte das eine Fräulein hinzu, indem es auf ein hier und da beschmutztes Gemälde deutete, welches eine Opferhandlung (ein Greis, gefolgt von mehreren weiblichen Gestalten, steigt die Stufen eines Altars hinauf) darstellt und aus diesem Grunde von den Besizerinnen „Das Opfer Salomo's“ genannt wurde. „Das Bild,“ sagte der

Maler nach einigem Bestimmen, „ist 4000 M. werth.“ Wenige Tage später ließ der Maler bei den Fräuleins anfragen, ob sie ihm nicht wenigstens das eine Gemälde, „Das Opfer,“ für kurze Zeit überlassen möchten. Er wolle es reinigen, um des Bildes Vorzüge besser würdigen zu können. Die Damen waren damit einverstanden, und der Maler ließ das Bild abholen. Eine Woche später theilte er den Fräuleins mit, das Bild sei werthvoller als er geglaubt; es lasse sich dafür die Summe von 6000 M. erzielen. Die Damen erklärten sich nun bereit, das Bild zu veräußern. Vierzehn Tage nachher trat jedoch der Maler mit der Behauptung auf: Das Bild sei, wie ihm ein Kunsthändler aus Berlin gelagt, nicht mehr als 250 M. werth; für diesen Preis wolle es der Kunsthändler nehmen. Er, der Maler, werde sich bemühen, noch 100 M. mehr herauszuschlagen. Die Fräuleins waren einverstanden und der Maler sandte ihnen durch seinen Sohn 350 M. Kurze Zeit darauf erschien in der Wohnung der Fräuleins Kern der Rechtskandidat Lautner von dort zum Besuch. Im Laufe des Gespräches erzählte er u. a., daß seine Verlobte, Fräulein Marie Ritter, vor kurzem ein werthvolles Gemälde, das allem Anscheine nach von Rembrandt stamme, erworben habe. „Wie mir Fräulein Ritter mittheilte, bemerkte Lautner dabei, „ist das Bild früher in Ihrem Besitze gewesen. Sie sollen dafür 6000 M. er-

hatten haben. Meine Frau hat 8000 M. bezahlt." Von welchem Bilde sprechen Sie?" fragten die Fräulein Kern erntamt. "Es heißt das Opfer", wenn ich nicht irre," erwiderte der Rechtskandidat. Die beiden Damen trauten ihren Ohren nicht. Sie fragten, von wem Hr. Ritter das Gemälde erworben habe und der Rechtskandidat nannte ihnen den Namen des Malers! Der letztere wurde wegen Betruges angezeigt und die Untersuchung ergab, daß er schon Anfang Januar mit Hr. Ritter wegen des Ankaufes des Gemäldes in Unterhandlungen getreten war. Das Fräulein, welches ursprünglich nur die Absicht gebete, den Verkauf zu vermitteln, hatte Ludwig Vietich in Berlin um ein Gutachten über den Werth des Gemäldes erlucht. Dieser hatte jedoch abgelehnt, eine bestimmte Summe zu nennen. Bald darauf hatte Hr. Ritter, der das Bild ausnehmend gefiel, 8000 M. dafür geboten. Im Besitze dieses Gebotes hatte der Maler dem Hr. Ritter die Witttheilung gemacht, er habe sich in der Schätzung des Bildes geirrt, es sei nur 250 M. werth! Der Direktor-Assistent am breslauer Museum, Robert Becker, der geladen war, um ein Gutachten über den Werth des fraglichen Gemäldes abzugeben, erklärte, eine bestimmte Angabe nicht machen zu wollen. Auch der Professor der Kunstgeschichte, Geh. Hofrath Wilh. Lübke zu Karlsruhe, dem das Bild zugesandt worden, hatte erklärt, daß er nicht in der Lage sei, den Werth zu beziffern, weil bei der Schätzung von Gemälden das subjektive Empfinden eine zu große Rolle spiele. Unzweifelhaft sei es jedoch, hatte Lübke weiter ausgeführt, daß das Gemälde, welches zwar nicht von Rembrandt selbst, wohl aber von einem sehr begabten Schüler desselben stamme, viel mehr als 350 M. werth sei. Nach alledem schloß die Verhandlung mit der Verurteilung des Angeklagten. Der Maler wurde wegen Betruges zu sechs Wochen Gefängniß und 300 M. Geldstrafe und sein Sohn wurde wegen Beihilfe zu diesem Vergehen zu vier Wochen Gefängniß verurtheilt.

* Eine eigenthümliche elektrische Erscheinung ist vor Kurzem in einem ebenerdeigen Ladenlokal während eines heftigen Gewitters beobachtet worden. Zwei dort beschäftigte Herren wurden im Augenblicke des schwersten Schlages gegen 5 Uhr 40 Minuten durch einen elektrischen Funken erschreckt, der sich unter knatterndem Geräusch blitzähnlich zwischen einer eisernen Säule und einem an dieser aus Holz montirten, mit elektrischer Glühlampe versehenen Wandarm zeigte. Da diese Glühlampe am Vorabend noch intakt war, nach dem Vorfall aber nicht mehr funktionierte, mußte man annehmen, daß die atmosphärische Entladung ihren Weg durch die Leitung genommen hatte. Diese Annahme erwies sich bei näherer Untersuchung als richtig, da die in die Glühlampe eingeschaltete Versicherung schmelzend ihren Zweck erfüllt und die Leitung unterbrochen hatte. Die Frage, woher diese Erscheinung gekommen, dürfte schwer bestimmt zu beantworten sein, jedoch ist es wahrscheinlich, daß eine blitzähnliche Entladung an irgend einem Punkte der Stadt einen der Leiter des Verteilungsnetzes geladen hatte, welche Ladung an allen hierzu geeigneten Stellen ihren Weg zur Erde suchte. Ein solcher bequemer Weg fand sich an der angegebenen Stelle, da der Abstand zwischen Leitung und Wandarm und zwischen diesem und der eisernen Säule, welche ihrerseits mit der Erde in Verbindung steht, sehr gering ist. Wie die Sachverständigen versichern, kann in keinem Fall eine solche Entladung für die Hausbewohner irgend welche Gefahr in sich bergen, da, ehe noch die Entladung die hierzu nöthige Stärke erreicht hat, die Versicherung die Leitung unterbricht. Im Gegentheil würde die Leitung für elektrische Beleuchtung, falls ein damit versehenes Gebäude durch einen Blitz getroffen wird, als Ableiter dienen.

* Ein Dämmerer. In einer Gesellschaft weiß ein junger Mann nicht genug von seiner Menschenkenntniß zu berichten. "Ich sehe beispielsweise auf den ersten Blick, was andere von mir denken." — Allgemeines Staunen — bis eine Dame das Schweigen bricht mit den Worten: "Das muß für Sie aber sehr unangenehm sein!"

Wissenschaft. Kunst. Literatur.

— Vom Ausschuss für die Errichtung des Kaiser Wilhelm-Denkmal auf dem Kyffhäuser nach dem Entwurf von Bruno Schmitz ist jetzt das Preisausschreiben zur Erlangung des Entwurfes für die 7 m hohe Reiterstatue des Kaisers und zweier Nebenfiguren derselben erlassen worden. Zur Beihelligung an dem Wettbewerb ladet er alle reichsangehörigen Bildhauer ein. Die Einlieferung der Entwürfe fordert er — mit wohl etwas zu kurz bemessener Frist — bis 5. Okt. d. J. Für die besten Arbeiten setzt er vier Preise von 5000, 3000, 2000 und 1000 M. aus und behält außerdem den Ankauf weiterer Entwürfe zu 1000 M. dem Ausschuss vor. Die ausführlichen Bedingungen neben dem Denkmalsplan sind von dem Schriftführer des Ausschusses, Dr. Westphal in Berlin, Joachimsthalerstr. 85, kostenfrei zu beziehen.

** Der Dampfer "Alle" ist am Sonnabend mit der von dem Schiffingenieur Beary organisirten Nordpol-Expedition von Newyork abgegangen. Die Expedition besteht aus 16 Personen, unter denen sich auch die Frau Beary's befindet, und wird sich zunächst nach Grönland begeben, dort das Schiff verlassen und versuchen, den Nordpol mittels Schlitzen zu erreichen.

— Der Mexiko-Erforscher Karl Humboldt ist anfangs April in San Francisco eingetroffen und soll jetzt schon nach Chihuahua weitergereist sein. Zweck seiner Expedition ist, wömmöglich noch lebende Klippen- oder Höhlenbewohner anzutreffen, von denen im Sierra-Madre-Gebirge die Rede geht. Bei Granadas fand man Hieroglyphen in Stein, bei Nachru einen vertieften Oafen, sowie am Bache Piedras Verbas mehrere große Höhlen. Darüber sagt Humboldt selbst: Die größte Grotte ist 250 Fuß tief, 100 Fuß breit und 100 Fuß hoch, einige andere kamen diesen Dimensionen nahe. Die Säuler, in die Felsen hineingebaut, waren in kleinere Räume eingetheilt und 2 bis 3 Stod hoch. Einige der Säuler reichten bis zur Wölbung der Grotte, andere waren ohne Dach. Vor einer dieser Grotten befand sich eine Olla (Kochtopf) von 12 Fuß Umfang, er war von Kalk mit Stroh vermischt. Einige dieser Grotten dienten zur Aufzucht der vielfach vorgefundenen Mumien. Der Porphy, in den sie eingebettet waren, scheint ein ausgezeichnetes Erhaltungsmittel zu sein. Muskeln, Haar und Augenbrauen waren völlig unbeschädigt. Die Mumien lagen Seite an Seite, neun in jeder Reihe, mit dem Gesichte der Sonne zugewandt. Die Brust war in Baumwollstoff gefüllt, der Schädel deutete auf Intelligenz. Hosen und Helle, vielerlei Schmuckstücke waren ebenso wie Kleidungsstücke und Geräthschaften von Knochen wohl erhalten. Metalle fanden sich nicht vor, denn Mumien und Ueberbleibsel stammten aus der Zeit des Steinalters.

* Görtz, 8. Juni. Die schlesischen Musikfeste, welche bekanntlich seit Jahren unter dem Protektorat des Grafen Hochberg stehen, haben gestern ihren Anfang genommen und werden morgen ihr Ende erreichen. Der Chor besteht aus 800, das Orchester aus 140 Personen. Geleitet wurden die Aufführungen von Professor Buellner aus Köln. Gestern gelangten die Ouvertüre zu "Don Carlos" von Ludwig Deppe und die "Jahreszeiten" von Haydn zur Aufführung. Heute hörten wir Beethovens Sinfonie "Crotta", Scenen aus den Opern "Orpheus" und "Parisval" und den Schumann'schen "Faust", den Hr. Bulß herrlich sang; als Solisten wirkten die Damen Keiffinger, Subn, Bobbermin, die Herren Bulß, Birrentoven, Rolle, Petri und Bauer. Am Sonnabend soll eine große Musikaufführung stattfinden, deren Erträgniß für ein Monument des verstorbenen Deppe, welcher früher die schlesischen Musikfeste geleitet hat, verwendet werden soll; diese Musikaufführung wird der Kapellmeister Weingartner dirigiren. Graf Hochberg, welcher sich um die Pflege und Erhebung des Musiklebens in Schlesien außerordentliche Verdienste erworben hat, befindet sich mit seiner Gemahlin hier.

L. München, 7. Juni. Oskar Weltens neues vieraktiges Lustspiel "Der Tugendwächter" erzielte bei seiner gefirgen ersten Aufführung im hiesigen königl. Residenztheater einen Achtungserfolg. Dem Stück liegt folgender Gedanke zu Grunde: Ein eifersüchtiger Ehemann ladet, während er eine notwendige Reise unternehmen muß, einen Freund zu sich ins Haus, um für seine Frau einen "Tugendwächter" zu haben, da er grundloserweise annimmt, daß zwischen derselben und einem bei ihm lebenden Neffen ein intimeres Verhältniß bestehe. Die Frau erfährt den wirklichen Grund der Anwesenheit des Gastes, und empört über das Mißtrauen ihres Gatten läßt sie mit Koketterie und erheuchelten Liebeschwüren den "Tugendwächter" selber in seinen eigenen Netzen.

— Wie aus den königlichen Theatern verlautet, soll der am 1. Mai erfolgte Rechnungsabluß der Berliner Hoftheater kein Defizit, sondern sogar einen Ueberschuß von 85,000 M. ergeben haben.

* Graf Moltke. Ein Bild seines Lebens und seiner Zeit von Hermann Müller-Vohn. In 14 Bgn. à 50 Bfg. Berlin SW., Paul Kittel, 1891. Das vorliegende Werk nimmt unter den vielen, dem interessanten und wechselvollen Lebenslauf unseres größten Strategen gewidmeten Büchern unstreitig einen hervorragenden Platz ein, da es der Verfasser verstanden hat, daß ihm von bestelliger Seite in liebenswürdiger Weise zur Verfügung gestellte, umfassende Quellenmaterial bestens zu verwenden. Dem gediegenen Inhalt entspricht auch die gesammte Ausstattung des Werkes. Neben zahlreichen, von Künstlerhand herrührenden Illustrationen und Porträts vollendet ein vornehmes Neuzer den vorzüglichsten Eindruck dieses wirklich empfehlenswerthen Buches.